

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 4 (1914)
Heft: 22

Artikel: Kinobrot
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

folgende Sektor wirft nun den Beginn des zweiten Abbildes in das seiner Beendigung nahe Abbild des ersten Filmbildchens, das inzwischen durch das geänderte Verhältnis zwischen Bild und Sektor in der Projektion lichtschwächer geworden ist, und zwar genau um so viel, als das folgende Bild successive lichtstärker wird. Es erfolgt demnach keine Verdunkelung desleinwandbildes, das demnach aus der Projektion von zwei Filmbildchen besteht, denn die volle Lichtausnutzung ergibt sich aus der Gesamtheit des ersten Bildes mit abnehmender und des zweiten mit zunehmender Helligkeit. Während sich ein Spiegelsektor aus dem Lichtkreis fortbewegt, tritt der andere Sektor in den Lichtkreis. Von der vielumstrittenen Nachwirkung des Bildes auf die Netzhaut unseres Auges ist also keine Rede mehr, denn es gibt keine Intervalle. Wir gewahren fortwährend Bilder, die in Bewegung sind, wie wir jede Bewegung in der Natur ohne Abblendung betrachten können. Eine physiologische Optik tritt an Stelle der imaginären, Wirklichkeit an Stelle der Täuschung.

Der gebräuchliche Film kann viel langsamer durchgerollt werden, denn es genügen infolge Fortfalles der Unterbrechung acht (?) Bilder pro Sekunde. Man wird daher zu einem Filmprogramm nur halb so viel Filmmaterial (?) benötigen, wie bis jetzt. Das den Film durchstrahlende Licht und daher die Hitze ist auch nicht so intensiv, wie derzeit, es ist also eine Herabminderung der Feuergefährdung in diesem System mit inbegriffen. Der stetig rollende Film ist ferner nicht derart der Hitze ausgesetzt, wie der immer wieder festgehaltene. Wird man einen entsprechenden Filmtransport konstruieren, so sind hier überhaupt keine Perforationen notwendig, doch auch jetzt werden sie bedeutend gespart, weil Anhalten und Fortsetzen des ruckweisen Transportes weggelassen. Daher wird ein Reißen des Filmes kaum mehr vorkommen, das Filmmaterial dadurch nicht gerade vor dem heißen Licht stehen bleiben, was einen Brand verursachen könnte.

Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß das Problem des

kontinuierlich laufenden und projizierten Films also derzeit schon gelöst ist und es nur noch der Kinopraxis vorbehalten ist, zu beurteilen, ob und welche Vorteile es mit sich bringt.



Kinobrot.



Jeder neue Beruf bringt neue Sachausdrücke und so ist es erklärlich, wenn der Kinoschauspieler seine Gage „Kinobrot“ nennt, womit derjenige, der diese Bezeichnung zum ersten Male, wohl mit bitterem Galgenhumor, fallen ließ, sicher nur an das tägliche Brot gedacht hat, ohne das selbst der bestausgelegte Schelm keine Lust verspürt, dem „Theater der Schwerhörigen“, wie ich das Lichtspiel genannt habe, mit Hingebung zu dienen. Denn der Kinoschauspieler ist gleich Hamlet ein „armer Mann“, und wenn das liebe Publikum ihn im hellen Tageschein der blendenden Leinwand fragieren und spazieren sieht, dann hat es meistens keine Ahnung von den schweren seelischen und körperlichen Mühen, die er zu durchkosten hatte, bevor es ihm gnädig gestattet wurde, sein ach so oft verkanntes Bühnentalent nicht etwa leuchten, sondern „filmen“ zu lassen, wie der technische Ausdruck neuerdings lautet. Und hat dieses liebe Publikum gerade noch die märchenhaft hohen Gagen der augenblicklich herrschenden Kinogrößen, die gewöhnlich eine Null zu viel zeigen, im Gedächtnis, dann ist es umso eher geneigt, das Filmmern da vorne, das soeben ein halbes Duzend falsche Brillanten auf der Kleidung des beweglichen Komikers aufblitzen läßt, für echt zu halten und ihm als königliches Spielhonorar in die Tasche zu zaubern. Ach, könnte es den Späsmacher im Frack, der so andauernd Sachsalven hervorlockt, nur einmal im grauen Tageslicht in der „Filmistenbörse“ sehen, wie er, mit Tragö-

Erst hatte sie manche heimliche Träne vergossen, dann aber war sie durch die vielen Beweise der Zuneigung und die überreichen Geschenke, die sie erhalten, froh und glücklich geworden. Graf Alfred hatte ihr Geibels Gedichte im Prachtband überreicht und sie dabei so eagen angesehen, daß sie zum ersten mal ihm gegenüber die Fassung verlor. Als sie dann später allein in ihrem Zimmer gelesen und nachdem sie noch einmal die liebevollen Worte im Brief der Mutter gelesen, nahm sie gedankenvoll die Gedichte in die Hand. Sie fand mehrere derselben angestrichen — Gedichte, bei deren Wortlaut ihr Herz fast hörbar klopfte. O, selige Zeit! — Und nun mußte alles aus und vorüber sein! Dabei wurde sie aufs neue so traurig, daß sie fühlte, sie werde sich kaum vor der Mutter beherrschen können.

Hastig erklärte sie, daß sie noch einige Besorgungen zu machen habe. Eben wollte sie die Wohnung verlassen, als es klingelte. Beim Öffnen der Tür überreichte ihr der Briefträger einen eingeschriebenen Brief an die Adresse der Mutter. Was mochte er enthalten? Nachdem der Empfangsschein unterschrieben und sie wieder allein waren, hielt die Mutter den Brief noch immer zögernd in den Händen. „So öffne doch schnell!“ bat Leonie. Der Brief enthielt eine Anweisung von 50,000 Mark, zahlbar von dem Bankhause Wolff und Löwenthein.

Verständnislos blickte Frau Rodenwald auf das Papier. „Ist das nicht ein Irrtum?“ fragte sie hastig.

Leonie drehte das Blatt nach allen Seiten. „Nein es stimmt ganz genau. Das ist von Jürgens!“ rief sie dann.

„Aber woher kennt er unsere Adresse? Ich habe sie ihm nicht genannt.“ Dann sagte sie: „Behalten wir es?“

Die Mutter sah sie fragend an ohne direkt zu antworten. „Für deine Zukunft wäre gesorgt, Leonie.“

„Ach, nein, Mama, ich will das Geld nicht! — Für dich ließ e sich ja manche Annehmlichkeit mit dem Gelde schaffen, deshalb —“ Frau Rodenwald richtete sich stolz auf. „Ich nehme von dem Manne erst recht kein Almosen.“

„Nun dann, liebste Mutter, sind wir einig. Ach gehe sofort nach dem Bankhause und die mögen dem ungenannten Wohltäter seine Anweisung wieder zustellen.“

„Das ist recht, mein Kind!“ — Leonie eilte davon. Es gewährte ihr eine ordentliche Genugtuung, den Brief zurückschicken zu können. — Ihren Vater zu finden, wollte er ihr nicht helfen, mochte er nun auch sein Geschenk behalten.

17.

Die Wohnräume der Rätin Almus waren festlich beleuchtet. Das frohe, heitere und lebenswürdige Temperament des Ehepaares schien auch den Räumen den anheimelnden Stempel aufgedrückt zu haben. Man sah keine überladene Eleganz, doch der gediegene Komfort der Ausstattung ließ auf die Wohlhabenheit der Besitzer schließen.

Dazu der feine künstlerische Geschmack des Baumeisters, welcher auch sein Teil dazu beigetragen, die Zimmer zu schmücken, das machte das Ganze zu einem so einladenden, trauten Heim, daß jeder, welcher hier über die Schwelle trat, sich wohl fühlen mußte. Das schien auch die kleine Gesellschaft zu empfinden, welche am ersten Weihnachtstage hier versammelt war. Man erblickte nur frohe Gesichter, selbst

denerrast, zwischen den Stühlen und Tischen seinen Pendelgang macht, um die Aufmerksamkeit des verbenden Filmregisseurs zu erregen, dann würde sich die Nachträne sich viell eicht bald zum Ausdruck stillen Mitleids verwandeln.

Inmitten der glänzenden Friedrichstadt, dort, wo fast an jedem Hause die schreienden Firmen der Filmfabrikanten und Filmverleiher doppelt und dreifach sich gegenseitig das Leben schwer machen, liegt das Cafe, das nachmittags zwischen 5 und 9 Uhr zum Sammelplatz aller derer wird, die, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, auf die Parole der entgleiten Theaterkunst schwören: „Das Wort ist tot, es lebe die Geste!“ Einstmals galt das Wort als das Pulver des Dichters, da aber, wie männiglich bekannt, auf vielen unserer Bühnen dieses Pulver schon seit Jahren unnütz verschossen wird, so mußte naturgemäß eine Reaktion eintreten, die sich auch dann in dem sogenannten Kino entlud, ob gesund oder ungesund, das mag die Zukunft lehren. Ein junger Heißsporn von Dichter, der vorläufig mehr redet als bildet, hat in sehr zornigen Ausbrüchen dem Kino den Todesstoß zu versetzen gesucht mit der Phrase vom „erdrosselten Wort“. Ach, du lieber Himmel — wie gern wünschten wir, daß es solcher beizeiten und an richtiger Stelle „erdrosselten Worte“ unzählige gäbe, bevor sie in der modernen Theaterei unser aufhorchendes Ohr enttäuschten und beleidigten! „Die Ohren sind die Almosenempfänger des Geistes“, sagt Hebbel in diesem Zusammenhang, denn nichts kann höher erheben und nichts kann tiefer erniedrigen, als das gesprochene Wort; nichts aber kann auch zersezender wirken, als das vor hundert Ohren fallende unschöne Wort, dem für empfängliche Gemüter durch dieses Privilegium der Deffentlichkeit jeder Anstoß genommen werden soll. Wenn ich die Wahl habe zwischen einem dummes Zeug schwachenden Poetaster (mag sein Organ auch noch so herrlich klingen) und einer mit den Augen sprechenden, sonst stummen Schönheit, so erfreue ich mich am Anblick dieser und jage jenen zu allen Teufeln.

Es ist sechs Uhr, ein neuer Thepiskarren hat sich

draußen gerade entleert und sein Strom trägt mich mitten hinein in den großen überfüllten Raum, in dem die Köpfe von Männern, Frauen und Kindern von einem graublauen Dunstschleier sanft umzogen sind, so daß sie wie in einem Lustmeer zu wogen scheinen. Das elektrische Licht gleißt über kahle Schädel und buntbefederte und -bewimpelte Damenhüte, während durch die großen, unverhüllten Spiegelscheiben das Straßenleben seinen huschenden Schimmer sendet. Obwohl ich bereits zum dritten Mal hier bin, muß ich mich wieder zu orientieren versuchen, denn diese Blattrasierten und diese ovalen Mädchengesichter mit dem Duseausdruck um den verzogenen Mund sehen sich alle ähnlich, sobald sie in Massen sind. Erst allmählich heben sich die Charakterköpfe ab, denen aber Sorge und Enttäuschung den Stempel früher Zermürbtheit aufgedrückt haben. Thalia, die ewig Blühende, lockte den Jüngling mit ihrem Musesgesang; sie blieb jung und Herrscherin, er aber diente ihr getreulich als Knecht, wurde alt und grau dabei, ohne von ihr erhört zu werden, und verließ schnöde ihren Provinztempel, dieweil Berlin zum Zentrum einer neuen Kunstbranche wurde. Denn „am Filme hängt, zum Filme drängt doch alles.“ Frei nach Goethe. Draußen werden die Großen und Ganzgroßen unter Schmeichelworten von den Filmdirektoren gefapert; hier sitzen die Kleinen und Verfümmerten, die Außenseiter und warten geduldig, bis der vielvermögende Filmregisseur sich ihrer erinnert. Jene erhalten fürstliche Gagen, diese hier ihr „Kinobrot“, pro Aufnahmetag von sechs Mark an! Und doch dieses Gedränge, dieses Reiben um den ersten Platz, auf dem man eines Tages „entdeckt“ werden könnte, um als Filmstar in riesengroßen Buchstaben auf dem Plakat zu prangen. Zwar äußert es niemand laut, aber selbst der Zermürbteste hegt diese Hoffnung still im Busen. Und nun erst das junge Volk, die werdenden, die Rosenroten! Das ewig Weibliche voran. Da sitzen zwei niedliche Krabben im Alter von 14 und 16 Jahren und paffen ihre Zigaretten mit unbestreitbarem Talent. Einfach und nett gekleidet, mit gutbür-

Frau Rodenwald und ihre Tochter sahen heute heiterer aus als sonst.

Das liebenswürdige Entgegenkommen der Wirte erweckte bei jedem der Eintretenden ein angenehmes Gefühl. Leonie war anfänglich dem Baumeister etwas ausgewichen, doch merkte sie bald, daß heute diese Vorsicht nicht nötig sei. Er war zu ihr genau so unbefangen, wie zu den Gästen zuvorkommend und voll Anregung, so daß Leonie das unbefagliche Gefühl schnell verlor und sich ebenfalls einer harmlosen Fröhlichkeit hingab. Die Mutter hatte sie lange nicht so heiter gesehen, und freute sich jedesmal, wenn sie ihr silbernes Pochen hörte. Eben erzählte er ihr, wie er jetzt häufig nach Blumental fahre, um dem neuen Besitzer der Villa seine Pläne und Zeichnungen vorzulegen. Derselbe wolle das Wohnhaus bedeutend verschönern. Er habe auch einen Teil des an den Garten stoßenden Waldes angekauft, um denselben in Parkanlagen umzuwandeln. Augenblicklich sei es ja so still und einsam dort, außer den seltsamen Bewohnern der Villa kein lebendes Wesen weit und breit, daß er sich oft frage, ob an den stillen, öden Plätzen wirklich so viel Lachen und Frohsinn gewohnt.

„Wie hält es der Amerikaner aus?“ fragte eine alte Dame neugierig. Ist der Mann jung oder alt? Hat er eine Familie?

„Das sind viele Fragen auf einmal“, lachte Viktor. „Wie er es aushält, weiß ich nicht, er ist sehr wortfarg. Außerdem, daß er mir die Wünsche hinsichtlich seines Hauses wissen läßt, hat er kaum drei Worte mit mir gesprochen.“

„Allerdings zeugt das, was er sagt, von tiefer Bildung.

Ein Emporkömmling scheint er nicht zu sein. Auch ist er höflich und zuvorkommend. Wie alt er ist, weiß ich selbst nicht zu beurteilen; jung wohl keineswegs mehr. Manchmal kommt er mir schon recht alt vor. Dann hält er seine hohe Gestalt gebeugt, sein Gesichtsausdruck ist schlaff und seine Hände zitterten, doch wenn er spricht, dann leuchten seine Augen auf, das Gesicht belebt sich, er richtet sich hoch und straff auf, kurz dann ist er um zwanzig Jahre jünger. Familie hat er nicht, wenigstens keine hier. Nur zwei weiße Diener und ein schwarzes Ehepaar machen seinen Haushalt aus, die aber sämtlich kein Wort deutsch sprechen.

Doch ja, einen Papagei hat er auch, der spricht deutsch. Und Kunstschätze besitzt er, daß man ein ganzes Museum damit füllen könnte, dabei stehen noch ganze Kisten unausgepackt.“

„Also ein richtiges Original!“ sagte Leonie, „dann kann er ja Herrn Raumann Konkurrenz machen. Wie heißt denn der Mann?“

„Malincourt“, steht ganz einfach auf seinen Visitenkarten. Mich hat er auch vom ersten Augenblick an sehr interessiert. Schade nur, daß ich so wenig mit ihm spreche. Meistens verhandelt der eine Diener, der wohl so eine Art Sekretärstelle bei ihm einnimmt, mit mir.“

„Und Herr Raumann, was sagt der zu dem allem?“

„D, der ist nicht recht zufrieden mit ihm. Der Mann ist ihm zu unnahbar, und das ist nichts für seinen beweglichen Geist.“

„Nun, im Sommer werden wir den sonderbaren Klaus ja auch wohl zu sehen bekommen. Wir gehen bestimmt wie-

gerlichem Anstrich. Haarschnecken über den Ohren, das billige Modehütchen fest aus dem Gesichte gerückt. Man könnte sie für Schülerinnen halten, wenn nicht schon der leichte Firnis der Frühreifen auf ihren glatten Wangen läge. Ihr Blick ist überlegen, sorglos-männerfreundlich, und als am Nebentisch, aus eines Glattrasierten Mund die Frage kommt: „Na, Lotte, hast wohl Arbeit bekommen? Du bist ja so vergnügt?“ ertönt es von der jüngern witzig zurück: „Morgen in Neu-Filmersdorf. Vene und ich zusammen, das gibt wieder 'ne Sache ohne Ende. Hast du noch Zigaretten?“ . . . „Neu-Filmersdorf“ ist eine Scherzbezeichnung für Neu-Babelsberg, weil sich dort große Filmateliers befinden. Gleich den Artisten spricht man hier nur von „Arbeiten“, wie überhaupt alles solide und anständig zugeht. Es ist bekannt, daß gerade die Artisten, die überwiegend an jedem Abend den Tod vor Augen haben, durch ein tadelloses Familienleben auszeichnen und unwürdige Elemente von sich abschütteln. Die Gefahr schließt zusammen und die Aufregungen des Berufes suchen nach einem Ausgleich im stillen Winkel. Und diese hier betrachten sich alle als halbe Artisten, was wohl mit dem neugeschaffenen Berufe zusammenhängt, der an Stelle des Wortes das Jonglieren mit Ausdruck und Bewegungen verlangt. Nur der Glanz des gutsituierten Artistentums fehlt, die teuren Toiletten der Damen, die auffallenden Brillantringe an derben und an zarten Fingern, womit schon äußerlich die hohen Wagen angedeutet werden. Selten ein Prunk mit Kleideraufwand, selten jemand, dem man es schon seiner Aufmachung nach ansähe, daß er sich nach hier verirrt habe. Denn alle nehmen diesen Weg des Müßens. Es ist sozusagen das Artistentum des vierten Stades, rein sozial gemeint, denn ich sehe es vielen an, daß sie von unbekannten Höhen kommen, nur beschwert mit dem Gepäck der Enttäuschung. Charakterspieler, erste und zweite Liebhaber, Helden, Väter und Mütter, komische Alte, sentimentale Liebhaberinnen, erste Kräfte, Chargen und Statisten oder das „große Geuzumpe“ und das „kleine Geuzumpe“, wie die Filmsprache Solisten und Comparserie von einander trennt — sie alle lassen sich hier friedlich in denselben großen Kunst-

topf werfen, aus dem sie später, hübsch sortiert, in die diversen „Rientöpfe“ wandern. Es gehört für den Mimen viel Entsagung dazu, plötzlich als Unbekannter zu Lichtspielen, nachdem sein ganzes Leben dahin gegangen war, sich einen Namen zu schaffen, ob in Dingsda mit 1400 Einwohnern oder in Berlin mit 2 Millionen, es war immerhin ein Mensch mit Namen, wenn vielleicht auch nur auf dem Theaterzettel. Das Kino aber raubt ihm diesen Namen (abgesehen von den „Größen“), macht ihn einfach zum toten Mann, und das ist das Tragische im Leben des Filmschauspielers, wogegen sich die Filmisten mit aller Macht wehren sollten; denn es ist geradezu unsinnig, auf einem Kinozettel die Personen ohne Nennung der Agierenden anzuführen. Wen interessiert es zu lesen: „Fabrikant Meyer“, wenn er nicht zugleich den Verkörperer dieses uns ganz gleichgültigen Herrn Meyer kennen lernt? Das eben ist die Verbindung zwischen Theater und Publikum: daß ein bekannter Mann als ein anderer zu uns sprechen, im Kinobrauch zu uns „mimen“ soll im Sinne der Gebärdenspiele der alten Römer. Das Bewußtsein, nicht bloß als „Sache“ vorgeführt zu werden, erweckt den Ehrgeiz und läßt die Ziele wachsen. Möglicherweise, daß sich anfangs mancher Kinoschauspieler selbst sträubt, in einem blutigen Kolportage- oder in einem Hanswurstiadenfilm genannt zu werden, und daß dadurch der allgemeine Namentod zur Gewohnheit wurde — so gut aber der Zirkusclown und der „dritte Mörder“ in Macbeth seinen Namen (selbst auf der Schmiere) zu Markte trägt, ebenso gut könnte es auch der Filmist tun. Man wüßte dann doch wenigstens, wer der Mordtäter war.

Am Eingang sieht es wie ein Auslauf aus. Soeben hat ein Filmregisseur das Lokal betreten und ein Duzend Kinoschauspieler umringt ihn, um sich bemerkbar zu machen. Als kleines Gefolge ziehen sie hinter ihm her, dem äußersten Ende des Cafés zu, wo die Abschlüsse stattfinden. Ein langer, etwas dünner Mime löst sich von der Gruppe los und stolziert, das Monokel kühn eingeklemmt, in nachlässiger Haltung durch die Reihen. Ich fahre auf. Wie? Giampietro wieder auferstanden? Sucht er noch als Geist nach einer Metropolmaske? Die fabelhafte Ähnlichkeit

der hin und Mama besonders recht früh. Ich finde, sie sieht jetzt wieder so bleich aus.“

Frau Rätin Asmus hörte die Unterhaltung. Sie bat die Herrschaften, ihr zu folgen, sie habe noch eine kleine Weihnachtsbescherung.

Im Salon war ein prächtiger Weihnachtsbaum angezündet. Unter demselben standen kleine Tischchen, die mit Tüchern bedeckt waren.

„Wollen Sie uns nicht ein Weihnachtslied spielen, Fräulein Leonchen?“ wandte sie sich bittend zu dem jungen Mädchen. Diese beickte sich sofort, ihrem Wunsche nachzukommen. Sie trat an den geöffneten Flügel und „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ sang sie mit klarer Stimme. Alles fiel ein und als sie geendet, führte Frau Asmus ihre Gäste zu den für sie bestimmten Plätzen. Für jeden hatte sie eine kleine Aufmerksamkeit eronnen und stets das rechte getroffen. Sie freute sich wie ein Kind, als sie die vergnügten Gesichter sah. Leonie stand entzückt an ihrem Platze. Mit strahlendem Blick wandte sie sich zu der Mutter:

„Sieh nur, wie herrlich!“ rief sie wiederholt. Auf ihrem Tisch lag ein kostbares Album, auf dessen erster Seite die Worte: „Erinnerungen an die Sommerfrische 1890“ kunstvoll ausgeführt standen.

Dann kamen Ansichten. Zuerst die Villa im Grünen, mit all den vorspringenden Veranden, Balkons, Türmchen

und der Fahne oben auf der Dachfirst. Auch der Platz unter der Linde, die Lauben und Buschpartien waren nicht vergessen. Dann folgte jedes Plätzchen, an das sich eine Erinnerung knüpfte. Der „süße Grund“ — die Seemühle — usw. Alles so klar und deutlich ausgeführt, daß selbst die einzelnen Gestalten leicht zu erkennen waren. Zuletzt in lebenswarmer Wiedergabe Herr Raumann selbst.

Er lachte dem Beschauer entgegen, als wolle er ein lautes: „Fröhliche Weihnachten!“ ausrufen, dabei saß sein Hut so fest auf der einen Seite des Kopfes, die Pfeife steckte im rechten Mundwinkel — genau, wie sie ihn alle kannten. Man bewunderte die Zeichnungen von allen Seiten und Frau Asmus freute sich dermaßen und nahm die Lobeserhebungen so selbstgefällig an, als gebühre ihr ganz allein das Verdienst und nicht dem Bruder. Dieser stand ganz im Hintergrunde, als sei er zu bescheiden, um die Dankesworte entgegenzunehmen.

Als nun aber Leonie zu ihm trat und ihm mit der Röte der Freude auf den Wangen ihre Hand dankend entgegenstreckte, da leuchteten seine Augen in so warmem Glanz, und wie sie nun leise und besangen sagte: „Es ist zuviel!“ beugte er sich zu ihr nieder und flüsterte, nur ihr verständlich: „Wenn Sie beim Ansehen der Bilder an mich denken, wie ich es tat, als ich sie malte, dann bin ich belohnt genug!“

(Fortsetzung folgt.)

dieses Doppelgängers frappiert mich, allerdings eines Doppelgängers, der mehr nach dem Kinobrot als nach Nustern (wie einst Giampietro) auslugt. Eine Fallstaff-Figur hemmt seinen Lauf. „Na, wie geht's?“ fragt er mit Gönnermine. „Man flimmert sich so durch“, antwortete der Dicke und drückt ihn mit seinem Bauch ganz lieblos gegen den Marmortisch. Denn fürchterlich ist schon die Enge, weil der Thepiskarren draußen immer neue Zufuhr bringt. Alles schwast, raucht und begrüßt sich von Tisch zu Tisch. Die Kunstverwandtschaft ist im schönsten Gange.

Ich durchschreite das Lokal und erhasche im Fluge verschiedene Typen, die mich mehr an einen Friseurladen als an die Herberge der Kinola (so habe ich die Muse des Kinobrot getauft) erinnern. Einer mit verdächtig vor die Ohren gestrichenem Schmalzhaar fällt mir besonders auf. Es sitzen auch Weiber herum, die man nicht recht rubrizieren kann. Ein echter Kinoschauspieler klärt mich auf. Also „Schmeißfliegen“, die sich auf wehrloses Fleisch setzen, um freigewerblich mitzusaugen! Das ist der Kummer der anständigen Filmisten, daß sich allerlei fremde Elemente in ihre Gilde einschmuggeln und leider auch bei so manchem Kinoregisseur Gehör finden. Denn das Kinobrot unterscheidet sich von dem gebackenen dadurch, daß es sehr im Preise schwankt; und beim Gefilmtwerden braucht man nicht zu reden, sondern manchmal nur die Hände zu erheben. Armer Romeo vom Hoftheater zu Kleinschwäzingen, der du deine Schritte nach der großen Kinostadt gelenkt hast in der phantastischen Vorstellung, dich mit einer Riesengage von sechs Millionen Sehungriger als zweiter Harry Walden bewundert zu sehen, wie werden deine Hoffnungen von diesen Buschfleppern hier an die Wand gedrückt!

Nicht weit von ihm, im äußersten Winkel, hockt einsam eine verhärmt aussehende Schöne, ebenfalls „besseres Theater“. Ihre feinen Züge interessieren mich, denn ich muß an eine still Leidende in irgend einem Stück von Ibsen denken. Ich beobachte, wie die dünnen Finger veritohlen in die Handtasche gleiten und ein Semmel dem Munde zuführen. Dann tritt einer der Filmregisseure auf die Besessene zu und entfaltet besondere Höflichkeit. Ich höre, wie er mit der Dame verhandelt, sehe, wie ihre Wangen sich röten und ihre Augen aufleuchtenden Glanz bekommen. Eine kleine Vorbesprechung erst. Dagegen kommts mit dem Romeo schon zum Abschluß. Die freudige Aufwallung unterdrückend, unterzeichnet er im Stehen den Aufnahmechein. Ich höre so etwas wie „zwanzig Mark“, bevorzugte Tage. Der Kinolauf kann beginnen! Aller Aufmerksamkeit wendet sich dem Auserwählten zu, dem das Blut wieder durch die Adern rinnt. Zwei verkannte Asta Nielsen treten sofort auf ihn zu und gratulieren ihm. Der hübsche Junge gefällt und imponiert ihnen, das sehe ich. Gleich sitzen sie bei ihm und er reicht ihnen seine Zigarettendoße. Ich fliehe der dicken, nach verdorbenen Resten riechenden Luft hier hinten und begeben mich wieder nach vorn in die reinere Region. Das Cafe hat sich auffallend gelichtet. Als die Uhr auf neun geht, ist es fast leer. Schon erscheinen die ersten Musiker und schon wird der Flügel auf dem Podium aufgeklappt.

Bald werden die Geigen erklingen und dann wird ein anderes Publikum hier auftauchen, bis tief in die Nacht

und in den Morgen hinein. Und es wird kein Gedanke an das trockene Kinobrot wach werden, sondern vielleicht nur der Gedanke an das fette Brot der Sünde.

(„M.-M. N.-Ztg.“)



Allgemeine Mundschau.



Schweiz.

— **Zürich.** Der im Auftrage des städtischen Verkehrsvereins angenommene Film der Stadt Zürich wurde letzt hin in Specks Kinotheater einer ersten Probe unterzogen und erwies sich als äußerst gelungen und wirkungsvoll. Er wird nun während der Landesausstellung in Bern zur Vorführung gelangen und dann seine Reise durch die Verkehrszentren der Welt antreten, um dort für die Stadt Zürich Propaganda zu machen. Es sind vom Original noch drei weitere Abzüge bestellt worden, sodaß der Film gleichzeitig an verschiedenen Orten seinen Zweck erfüllen kann. Hoffentlich wird der Zürcher Bevölkerung Gelegenheit geboten, ihn nicht nur an der Ausstellung in Bern bewundern zu können.

— **Zürich.** Hergott, was sind wir doch für eine schlechte Gesellschaft, wir Kinematographenmenschen. Bisher dachten wir, doch etwas — und wenn noch so wenig — Gutes auf der Erde zu leisten. Die Kinematographie hat sich mit den größten Intelligenzen der Technik, der Literatur und der darstellenden Kunst vertragen und die größten Feinde der Lichtbildkunst haben sich mit ihr versöhnt, wenn sie fanden, daß es sich mit ihrem Drang nach Gelderwerb vereinen ließ. Umso erfreulicher ist es, daß es noch Leute gibt, die sich selbst durch die Aussicht auf Verdienst von ihrem feindseligen Standpunkt gegen die Kinematographie nicht abbringen lassen. Immerhin gehört das nachstehende Schreiben eines ehrsamten Handwerksmeisters als Kulturdokument an die Öffentlichkeit, selbst auf die Gefahr hin, der losen Spötereie beschuldigt zu werden. Doch hören wir, was der Mann schreibt: „... Da die Piefierung für eine Firma bestimmt wäre, die sich mit Kinematographen-Einrichtungen und somit notorisch im Dienste des Teufels beschäftigt, möchte ich nicht auch insoweit mit dieser Sache zu tun haben. Ich sende Ihnen deshalb das Schema zuhanden obiger Firma retour und bitte Sie, dieselbe entsprechend zu unterrichten. Ich bedaure sehr, Ihnen diesen Bescheid geben zu müssen und kann ich Sie versichern, daß mir alle Ihre ferneren Aufträge, die nicht einer solchen oder ähnlichen sittenverderbenden Sache dienen, gewiß willkommen sind.“ Also der Mann. . . . Und zugesetzt hat er in Gedanken: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene.“ Wir gehen aber reinig und zerknirscht in uns und schlagen an die schuldbewußte Brust und murmeln: „mea culpa“ oder „Sanctas simplicitas.“ — So, nun wißt ihr Angehörigen der Kinobranche, daß euch alle einmal der T. . . . holt, d. h. wenn nicht bald die Geschäfte etwas besser gehen, denn in letzterem Falle kann es uns gleich sein. Hans Korger.